Zweites Blatt

Nebraer Anzeiger

№ 15 Sonnabend, den 4. Februar 1928 41. Jahrgang

Opferbereitschaft.

(Sonntagsgedanken.)

Im 14. Jahrhundert zogen Menschen in sonderbarem Aufzuge durch die Städte und Dörfer: das Gesicht von einer Kapuze verhüllt, in der einen Hand eine brennende Kerze, in der anderen eine Geißel mit spitzen Nägeln tragend. Damit schlugen die dann den entblößten Oberkörper, bis das Blut in Strömen floß. Was wollten diese „Flagellanten"? Sie wollten sich absichtlich quälen, weil sie meinten, damit die Not ihres Volkes zu büßen und Gott zu versöhnen.

Große Not liegt auch über unserem Volk und unserer Zeit. Und mehr als einmal dringt aus tiefstem Herzen der Schrei zum Himmel empor: „Herr, erbarme dich unser!" Aber ehe die Hilfe kommt, müssen wir erst durch eines hindurchgegangen sein: durch das Opfer!

Viele unserer Zeitgenossen haben es in dieser Zeit verlernt, Opfer schwerster und persönlichster Art zu bringen. Unendlich viele setzen sich ein für das Wohl ihrer Brüder. Unendlich viel mehr stehen aber noch abseits am Wege und sehen dem Ringen und Kämpfen der Edelsten verständnislos zu; sie bewundern sie höchstens, haben aber selbst nicht die Kraft, ein Opfer zu bringen.

Und der Weg zur Höhe führt nur durch Opfer. Auf Umwegen ist schon mancher hochgekommen, aber vor Gott wird er niemals bestehen können. In Nacht und Finsternis hat sich schon mancher bereichert, aber das Licht der Wahrheit kann er nimmer ertragen.

Ein Wort klingt zu uns — viele haben es vergessen und ist doch so wahr — „Wer sein Leben verlieren will um meinetwillen, der wird es gewinnen." Das ist die Einstellung zu allen großen und wirklichen Opfern, die nie vergebens gebracht wurden: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!"

Stadt und Land — Hand in Hand!

Von der diesjährigen „Grünen Woche".

Von unserem volkswirtschaftlichen Mitarbeiter.

Es ist gut, wenn Worte, die in der Erregung gesprochen worden sind, nicht allzu lange im Gedächtnis bewahrt werden. Die schwere landwirtschaftliche Krise, die Anfang dieses Jahres auf den Höhepunkt getrieben wurde und zu einer finanziellen Hilfsaktion des Reiches zwang, hat manche Resolution zutage gefördert, die weder sachlich berechtigt, noch taktisch besonders klug gewesen ist. Erfreulicherweise ist der peinliche Eindruck, der durch Drohungen wie „Marsch auf Berlin" entstanden ist, durch die Grüne Woche und durch die sie begleitende große landwirtschaftliche Ausstellung verwischt worden. Die Ausstellung wies nicht nur einen Rekordbesuch, sondern auch eine Rekordzahl von Ausstellern auf, obwohl die Aussichten auf ein großes Geschäft infolge der katastrophalen Kapitalknappheit der Landwirtschaft recht gering waren. Durch die Reden der führenden Persönlichkeiten, die die Ausstellung am 28. Januar eröffneten, klang der doppelte Zweck der Grünen Woche hindurch: sie soll den Produzenten anregen und den Produzenten mit dem Konsumenten zusammenführen. In diesem Sinne ist das schöne Wort geprägt worden: „Stadt und Land — Hand in Hand!"

Zunächst fragen wir uns, was denn der Produzent, der deutsche Landwirt, von dem Städter lernen kann, der häufig keinen Weizen vom Roggen unterscheiden kann. Man kann das in eine kurze Formel zusammenfassen: er soll mehr als bisher sein Vertrauen gewinnen und ihn dadurch bestimmen, inländischen Erzeugnissen den Vorzug zu geben. Es ist nicht nur Fremdtümelei, wenn die deutsche Hausfrau zur Bereitung von Apfelmus „Tiroler" oder „Amerikaner" kauft, wenn sie „Maltakartoffeln" der billigeren inländischen Ware vorzieht, wenn sie den „holländischen Blumenkohl" für besser hält als den einheimischen usw. Auch die „dänische Butter" hat nicht einen mit dem Klima und dem Pflanzenwuchs des skandinavischen Landes untrennbar zusammenhängenden Qualitätsvorsprung vor den deutschen Buttersorten. Sehr viel kommt nämlich auf die richtige Sortierung, die zweckmäßige und appetitliche Verpackung, auf die Gleichmäßigkeit der Qualität und auf andere äußere Umstände an, die mit Findigkeit und Energie von jedermann nachgeahmt werden können. Mitunter muß aber der Landwirt auch sachlich unberechtigten Einwänden der Verbraucherschaft entgegentreten. Dies gilt besonders dort, wo sich örtliche Liebhabereien in bezug auf die Qualität von landwirtschaftlichen Erzeugnissen (Form und Farbe der Kartoffeln und anderer Feld- und Gartenfrüchte) herausgebildet haben.

Nicht minder wichtig sind die Lehren, welche der landwirtschaftliche Produzent dem städtischen Verbraucher zu geben hat. Er muß ihm die richtigen Qualitätsmaßstäbe beibringen und ihn darüber belehren, daß die berechneten Preise keine „Wucherpreise" sind, sondern durch die hohen Produktionskosten und die schweren Abgaben hervorgerufen sind. Er muß ihm zeigen, wie die landwirtschaftlichen Produkte aufbewahrt werden müssen, ohne daß Verluste oder auch nur Qualitätsverschlechterung eintreten. Auch die Verwendungsmöglichkeiten der verschiedenen landwirtschaftlichen Produkte muß er zeigen. So zeigt die Grüne Woche, was alles aus Roggenmehl hergestellt werden kann. Je mehr Roggen verzehrt wird, um so niedriger kann die kostspielige Getreideeinfuhr aus dem Auslande gehalten werden. Der deutsche Landwirt kann auch durch Lieferung qualitativ hervorragenden Obstes und einwandfreier Kartoffeln die Vorliebe so vieler Städter für Südfrüchte aller Art (Apfelsinen, Bananen usw.) mindestens herabmindern und manche Hausfrau dazu bewegen, statt der teueren „Maltakartoffeln" gut gehaltene, ganz erheblich billigere inländische Kartoffeln im Haushalt zu verwenden. Nicht nur die augenblickliche akute Krise in der deutschen Landwirtschaft, sondern die ganze deutsche Aufbaukrise — von der die Agrarkrise nur ein kleiner Ausschnitt ist — kann nur überwunden werden, wenn das einprägsame Wort beherzigt wird: „Stadt und Land — Hand in Hand!"

Das Kinderproblem in Stadt und Land!

Die zur „Grünen Woche" in Berlin zusammengekommenen Landwirte haben durch ihre berufenen Vertreter die Oeffentlichkeit wiederum auf die schwere Notlage der Landbevölkerung eindringlich hingewiesen. Es ist eine Binsenwahrheit, wenn wir heute nochmals behaupten, daß das Agrartum in Deutschland als die solideste Grundlage für den Wiederaufbau unseres Vaterlandes nach wie vor gelten muß. Der notleidenden Landwirtschaft zu helfen und durch sie mit ihr auch den Industrieteil unseres Volkes zu stärken, ist eine Aufgabe, die jeder ernst denkende Volksführer als seine wichtigste betrachten muß. In diesem Zusammenhang ist eine amtliche Erhebung über die Mehr-Kinder-Familien in Land und Stadt, die von Preußen vor einigen Jahren veranstaltete wurde, außerordentlich lehrreich. So wurden im Verhältnis zueinander fünf Kinder in 12 000 Stadtfamilien und 19 000 Landfamilien, sechs Kinder in 8000 Stadtfamilien und 13 000 Landfamilien, sieben Kinder in 5000 Stadtfamilien und 9000 Landfamilien, acht Kinder und mehr in 10 000 Stadtfamilien und 19 000 Landfamilien geboren. Wer heute nach Frankreich hinüberblickt und sieht, daß trotz aller Tawes- und Reparationsablieferungen nach Aussprache französischer Führerpersönlichkeiten die Geburtenstatistik nach wie vor eine außerordentlich ernste Sprache redet, muß für das verkleinerte, zersplitterte und durch schwere wirtschaftliche Not niedergedrückte Deutschland erkennen, in wie hohem Wert die von den Städtern so oft mißachtete Landbevölkerung schon im Hinblick auf die nach den schweren Kriegsjahren wünschenswerte Erneuerung und Vermehrung der Volksziffer steht.

In der Hochflut der winterlichen Feste.

Es wird jetzt wieder in Deutschland mehr getanzt, getafelt und gefeiert, als mancher ernstdenkende Vaterlandsfreund, nicht zuletzt auch mancher vorsorgende Volkswirt oder Führer unserer Jugend wohl für gut hält. Schon vor dem Kriege gab es während des Winters, häufig auch zur schönen Sommerzeit, in deutschen Landen mehr als genug Feste, die so manchen, der sich solche Ausgaben eigentlich

(14. Fortsetzung.)

Und Voigt telephonierte. Ihm war in der letzten Zeit selten so wohl gewesen, wie gerade jetzt. Das Hungervierteljahr der Bauern, das waren die drei Monate vor der Ernte, hatte er empfindlich gespürt, aber morgen würden zum ersten Male wieder seit langem drei bis vier Hunderter in seinen Händen hängen bleiben. Das war wieder mal ein Aufatmen. Das war schnell und mühelos verdientes Geld, nicht steuerpflichtig, ohne Abzug, rein netto. An einem Vormittage so zwischen elf und eins, vier Monatsgehälter verdienen! Das war Sache. Sollte ihm einfallen, in seiner Freizeit Futter zusammenzusuchen für einen Gaul, wie dieser Sohr tat und für einen Zentner Hafer den Bauern am Sonntag ernten helfen. Nicht für 'ne Ziege! Nicht für'n Karnickel, geschweige für ein Pferd. So dumm. Es ging auch anders 'rum und war immer noch gegangen. Und weil es anders ging, würde heute abend einer geschweppert und weil es immer noch gegangen war, würde noch einer geschweppert und weil es auch weiter gehen würde, wurde erst heimgegangen, wenn der Mond verkehrt am Himmel baumelte. Und das war ausgemacht: Fifi Stiebelsterz, die in Berlin-N., Cabarett „Nackte Hand", Neue Friedrichstr. 230, als Rita Oklahoma jeden Abend hingebungsvoll Chansons quiekte und aufopferungsvoll zum Sekt animierte, bekam das längstversprochene rotseidene Stilkorsett, und wenn alle Nähte platzten.

„So wahr ich ein Ehrenmann bin", so hatte Alois Voigt seinen Vorsatz bekräftigt. „Und wann hält ein Ehrenmann seinen Vorsatz nicht?"

Voigt war schon dreiviertel bezecht, da hatte Sohr erst sein Tagespensum absolviert. Es war gegen zehn Uhr abends, als er, von Hinzelmann kommend, den Hof überschritt. In Frau Kadens Arbeitszimmer brannte noch Licht. Sie hatte die Vorhänge zuzuziehen vergessen. Sohr sah sie am Schreibtisch sitzen. Sie schien zu rechnen. Aber die Rechnung schien nicht zu stimmen, denn sie stützte ab und zu den Kopf in die Hand und sah verloren vor sich hin.

Sie hatte ein feines Profil, einen kleinen Mund und eine gerade Nase. Vom Lichtschein strahlte ihr blondes Haar golden.

Sohr stand lange in Betrachtung versunken, dann aber ging er doch nach seiner Kammer. Morgen war wieder ein Tag, der zur Arbeit rief und seine Mutter schon hatte ihm gelehrt: Früh zur Ruhe und früh aus dem Bett, das ist die Weisheit der Alten und Gesunden. Im Türrahmen blickte er noch einmal zu dem hellerleuchteten Fenster hinüber. Da sah er, wie sich zwei Arme auf die Tischplatte legten und ein blonder Kopf auf die Arme sank.

„Das kenne ich," nickte Sohr vor sich hin. „Wie ich das kenne! Tränenvolle Nächte, die sorgenvolle Tage beschließen. Und kein Mensch, der dir zur Seite steht — arme Carla Kaden."

Am anderen Morgen — eine halbe Stunde vor der Zeit schon — humpelte Hinzelmann durch das Tor und gerade auf den Pferdestall zu. Das war noch nie vorgekommen seit siebenundvierzig Jahren. Sein erster Weg war immer nach seinem Revier gewesen. Das ging vor, dann erst kam alles andere.

Die Knechte empfingen ihn johlend, mit faulen Witzen und üblem Spott. Hinzelmann aber ließ sie reden. Er suchte Sohr.

Der aber war schon fertig mit Putzen und sah drüben in der Remise die Mähmaschine nach, die er heute zu bedienen hatte. Er war nicht wenig verwundert, den Alten zu sehen.

„So zeitig schon, Hannjörg?"

„Ich muß dir was sagen, Sohr." Auf seinem Gesicht standen Angst und Bestürzung.

„Ist was mit Finkfink passiert?"

„Behüte Gott, nein! Dem Fohlen geht's gut."

„Und was ist außerdem noch wichtig?"

„Der Weizen am Steinauer Weg, der heute am Halm verkauft werden soll."

„Hast schlecht geträumt, Hannjörg."

„Nee, Sohr, wenn ich dir sage. Der Voigt hat es gestern in der Schänke erzählt."

„Der war besoffen! Ich glaub's nicht. Das gibt's ja nicht, das ist ganz ausgeschlossen."

„Sohr, Sohr — wenn du dich nur nicht irrst. Auf Finkenschlag ist schon manches möglich gewesen, wenigstens hat es der Voigt möglich gemacht."

„Hannjörg, geh' deine Schweine füttern. Man hat dir einen aufgebunden."

„Ich hab' ja noch Zeit," sagte Hinzelmann und setzte sich auf einen Pflug, der an die Wand gelehnt stand. Er begann Sohr vorsichtig zu bearbeiten. „Du darfst dem Voigt alles glauben, was er sagt," begann er, „nur wenn er etwas Gutes sagt, ist es nicht unbedingt nötig, daß du es glaubst. Du kennst ihn nicht, die Frau kennt ihn nicht, die anderen kennen ihn nicht, ich aber weiß, was er für ein Windhund ist."

„Ausgerechnet du, Hannjörg."

„Ja, ich! — Siehst du, die Frau ist im Haus oder Garten, die anderen sind auf den Feldern und ich bin nie im Garten und nie auf dem Feld. Ich bin der einzige, der sieht, was den ganzen Tag über auf dem Hofe geschieht. — Wenn der Voigt nicht bei der Frau einen Stein im Brette hätte, weil er im Kriege der Bursche ihres Mannes war, hätte ich schon manchmal geräuspert, wenn ein Sack Getreide zur Hintertür hinausgetragen wurde. Ich seh's und bin still."

„Nimm mir's nicht übel," Hannjörg, aber das ist eine Gemeinheit! Wie kannst du zusehen, wenn jemand stiehlt? Wie kannst du still sein, wenn man der, die dir Arbeit und Brot gibt, das Getreide vom Hofe trägt? Wie kannst du das!"

Da lächelte Hannjörg und faltete gottergeben die Hände.

„Wie ich das kann? So eine Frage! Ich hab' eben erst was vom Weizen erzählt und das hat mir ein gewisser Sohr auch nicht geglaubt." Er schwieg eine Weile. Von unten herauf blickte er den vor ihm Stehenden an. „He du, Mann, kennst du den Sohr? Der kann rechnen, sage ich dir, da staunst du. Der rechnet dir vor, wieviel er in zwei Jahren im Sacke hat. Der könnte auch raustifteln, was ein Lump an so einem Objekt, das niemand richtig schätzen kann, „gutmachen" könnte. Aber er tut es nicht. Er verlangt, daß ein alter Krauter, wie ich, sich wegen einem Zentner gemauster Frucht das Genick bricht. Hihi," lachte der Alte, „Hannjörg Hinzelmann hat aber nur ein Genick und Frau Kaden hat tausend Zentner Getreide. Hannjörg Hinzelmann ist ein armes Luder und Frau Kaden eine reiche Frau. Und Hannjörg Hinzelmann schielt und ist krumm und lahm und Frau Kaden ist gerade und gesund und sieht gerade aus. Und weil die Frau Kaden den Hannjörg Hinzelmann mal einen „schieligen Kerl" genannt hat, kann ein gewisser Sohr nicht verlangen, daß Hinzelmann seine schieligen Augen für seine geradeblickende Herrin anstrengt. Uebermäßig vertrauen ist genau so 'ne Dummheit, wie gar nicht vertrauen."

„Schau, schau — mein Philosoph."

„Hm. Und jetzt tut der alte Hinzelmann das, was du ihm vorhin geheißen hast. Wenn er aber gewiß weiß, ob das mit dem Weizen stimmt, wird er es Sohr wissen lassen. Der kann dann machen, was er will," damit humpelte er davon. In seinen schielenden Augen blitzte es giftgrün. Den Blick kannten alle und gingen ihm aus dem Wege.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219280205-19/fragment/page=0001

nicht leisten konnte, schwer in Bedrängnis gebracht haben mögen. Nach dem Kriege wurde der Vergnügungstaumel noch weit schlimmer. Die Feste der Neureichen aus der Inflationszeit sind uns noch in trauriger Erinnerung. So schlimm ist es zwar heute nicht mehr. Wir wollen unserer Jugend keineswegs ihre Vergnügungen verargen. Ein Tänzchen in Ehren kann niemand verwehren. Aber alles muß seine Grenzen haben, und jede auf sich und ihren Ruf haltende Gesellschaft oder jeder Verein muß von vornherein mit den heutigen schwierigen Wirtschaftsverhältnissen rechnen und bei aller Festfreudigkeit keine überspannten Anforderungen an die Geldbörsen seiner Mitglieder und Gäste stellen. Von den großstädtischen Veranstaltungen in sogenannten Nepplokalen wollen wir hier gar nicht reden. Das Publikum, das diese besucht, ist es nur wert, auch ordentlich gerupft zu werden. Es hat sich aber leider gezeigt, daß auch in mittleren und kleineren Städten die an und für sich sehr harmlose Geselligkeit im Hinblick auf eine immer mehr überhandnehmende Konkurrenzsucht unter den einzelnen Vereinen oder anderen Veranstaltern Dimensionen angenommen hat, die zwar äußerlich einen möglichst prunkvollen Rahmen schaffen, aber dann meist mit einem sehr traurigen Fiasko und einer gewaltigen Unterbilanz der Festkasse enden. Meist wird die Wohltätigkeit als äußeres Mäntelchen um solche Veranstaltungen gelegt. So dankenswert es ist, Bedürftigen gerade in der schweren Winterzeit helfen zu wollen, so seltsam erscheint es uns, daß hierzu erst große Festivitäten arrangiert werden müssen, wobei erfahrungsgemäß im Verhältnis zu dem aufgewendeten Gelde nur wenig für die Armen herauskommt. Da wir nun aber einmal so veranlagt sind, uns auf solche oder ähnliche Weise unser Geld aus der Tasche locken zu lassen, müssen wir schon alles beim alten lassen und nur dahin eine Einschränkung vornehmen, daß jeder übertriebene Aufwand vermieden wird. Die großen Geselligkeitsveranstaltungen in den Städten, die von hierfür bekannten Wohltätigkeitsorganisationen durchgeführt werden, bringen in der Tat oft in einer Nacht ein gewaltiges Stück Geld in die Unterstützungskassen. So hat der schon seit Jahren berühmte sogenannte Presseball in Berlin nicht weniger als 6000 Besucher aufzuweisen gehabt, die zum allergrößten Teil in Gestalt von 30 Reichsmark ihren Obolus der Wohltätigkeit geopfert haben, ganz abgesehen von der gewaltigen Summe, die durch die allerdings außerordentlich reich beschickte Tombola eingekommen ist. Natürlich sind die Unkosten einer solchen Veranstaltung, in der in 10 großen Sälen die ersten und bekanntesten Kapellen, die in Deutschland aufzutreiben sind, gleichzeitig zum großen Teil sogar in doppelter Besetzung spielen, nicht gering zu veranschlagen. Da der Verein Berliner Presse, der Veranstalter dieses Festes, jedoch nachgewiesenermaßen sehr viel Not unter den gewiß schwer leidenden Geistesarbeitern zu stillen berufen ist, so kann man solche Einnahmen nur begrüßen. — Der Rat jedes vernünftig denkenden Menschen geht jedenfalls dahin, nach dem Goethewort auf saure Tage auch frohe Feste folgen zu lassen, dabei aber sich und seine Kasse nicht zu übernehmen und von der Alltagsarbeit zwar auszuspannen, und nicht, wie es leider häufig der Fall ist, durch allzu reichliche Genüsse für sie unbrauchbar zu machen.

Die Frau in Zahlen.

Amerika ist es neuerdings vorbehalten gewesen, auch den Staatsbürger der allgemeinen kapitalbildenden Maschine, Wirtschaftsbetrieb genannt, zahlenmäßig einzugliedern. Man erfand die Anschauung von Menschen als Zahlenbegriff, als Kapitalwert, den man als „Posten" im großen Staatswirtschaftshauptbuch einsetzt. Diese verallgemeinerte Wertung geht natürlich über den individuellen Wert des einzelnen Menschen hinweg, denn sie kennt nur den realen Wert, den Wert der staatsbürgerlichen Leistung. Sie kann an sich eigentlich nur bei individueller Gleichartigkeit der Menschen Berechtigung haben, die völlig gleiche, zahlenmäßig zu rubrizierende Leistungen bedingt; an sich ist die zahlenmäßige Errechnung des Wertes des Menschen so unmöglich, wie es unmöglich ist, den Geist zu uniformieren und klassenmäßig einzugliedern.

Natürlich wird der Kapitalwert des in seiner vollen Arbeitskraft stehenden Mannes am höchsten angesetzt (100 Prozent), während man den Kapitalwert der Frau nur auf 50 Prozent, der verheirateten Frau, soweit bei ihr die Möglichkeit der Mutterschaft vorliegt, auf 75 Prozent berechnet. Die Ausdrückbarkeit des Wertes des Menschen in Zahlen bedingt, wie schon gesagt, gleichartige, zum mindesten aber vergleichbare Leistungen; man mag dabei eine gewisse Wertminderung der tätigen Frau infolge Herabsetzung ihrer Mutterschaftsfähigkeit mit in Rechnung stellen, wie ja ihr eigentlicher staatsbürgerlicher Wert aus diesem Gesichtspunkte heraus zu betrachten ist. Lediglich hiernach setzte auch die alte germanische und nordische Rechtsanschauung den zahlenmäßigen Wert der Frau ein.

Amerika beschreitet nämlich keine neuen Wege mit seiner Rechenkunst in Menschenwerten; die einstige primitive Kultur Europas in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung betrachtete unter ganz ähnlichen Voraussetzungen den Menschen als Wertobjekt, dessen Wert zahlenmäßig auszudrücken war. Auch das hatte einen gewissen wirtschaftlichen Hintergrund, wenn auch nicht für den Staat, so doch für die Familie. Jedes Familienmitglied repräsentierte einen Kapitalwert für die Familie. Diesen Kapitalwert legte das „Recht" der einzelnen Volksstämme fest für den Fall eines Verbrechens, einer Tötung des Objekts, wodurch der Familie ein realer Schaden zugefügt wurde. Ein solches Verbrechen wurde damals nicht durch Freiheits- oder Todesstrafen gesühnt, sondern dadurch, daß der Täter den durch seine Tat entstandenen Schaden durch Zahlung eines sogenannten Wergeldes an die geschädigte Familie ausglich.

Interessant ist es dabei, daß die alte germanische Rechtsauffassung der Frau den weitaus höchsten Wert zuerkannte, namentlich nach Maßgabe ihrer Mutterfähigkeit. In diesem Falle stieg ihr Wert um 200 Prozent über den der unverheirateten Frau oder den der nicht mehr mutterfähigen Frau. Im allgemeinen stand auch die Unverheiratete höher im Wert als der Mann; die Langobarden knüpften an die Höhe des Wergeldes für die Frau überhaupt keine Voraussetzung und setzten es, gleichviel ob für Verheiratete oder Unverheiratete, auf 1200 Sol., das des Mannes aber nur auf 900 Sol. fest. Die Franken billigten für den Mann 200 Sol. zu und ebensoviel für die Frau, soweit sie außerhalb der Mutterschaftsvoraussetzung blieb; in anderm Fall dagegen galt sie 600 Sol. Man sieht hieraus, daß der frühere hohe Wert der Frau in Europa bereits auf in gewissem Sinne staatsbürgerlicher Anschauung beruht, auch wenn man damals noch keineswegs staatsbürgerlich dachte. Die Anschauung vom Wert des Menschen lag an sich im Familien-, im Sippenbewußtsein, in dem die Frau bei den germanischen Völkern eine sehr hohe Rolle spielte. Mit der fortschreitenden Zeit veränderten sich auch die Anschauungen vom Werte der Frau; sie war in der Wertschätzung erheblich gesunken, sie sank auch erheblich im Preise; das Mittelalter setzt ohne Unterschied ihren Wert nur noch mit 50 Prozent gegenüber dem des Mannes an. Mit dem burgundischen Recht, das erst die eigentlichen Freiheits- und Todesstrafen in Kultureuropa einführte, fiel das Wergeld und damit auch die zahlenmäßige Bewertung des Menschen. Seitdem galt in Europa die individuelle Bewertung, in der man früher sogar so weit ging, eine Abstufung der Strafen nach Rang und Stand des Geschädigten bzw. des Verurteilten vorzunehmen. Der wirkliche Wert des Menschen liegt natürlich in seinen inneren, geistigen Kräften, und diese sind so bis ins Unendliche abgestuft, daß sie sich in ihrer kapitalmäßigen Abschätzung wohl nie in vergleichende Zahlen bringen lassen.

Steuerkalender für den Monat Februar 1928.

Lohnsteuer: Zahlbar am 6. Februar für die Zeit vom 16. bis 31. Januar. Am 20. Februar für die Zeit vom 1. bis 15. Februar. Keine Schonfrist. Uebersteigen die in der ersten Hälfte des Kalendermonats einbehaltenen Steuerbeträge nicht den Betrag von 200 Mark, so sind sie zusammen mit den in der zweiten Hälfte des Kalendermonats einbehaltenen Beträgen erst am 6. Februar abzuführen. Diese Anordnung gilt nicht für das Markenverfahren. Steuersatz 10 Prozent vom Lohn oder Gehalt, soweit er 100 Mark monatlich (24 Mark wöchentlich oder 4 Mark täglich) übersteigt.

Keine Umsatzsteuervorauszahlung am 10. Februar. Die Umsatzsteuervorauszahlungen sind nur noch vierteljährlich zu zahlen. Nächster Zahlungstermin für das erste Quartal 1928 ist der 10. April 1928.

Börsenumsatzsteuer: Anmeldung und Zahlung am 10. Januar für den Monat Januar 1928. Keine Schonfrist.

Einkommensteuervorauszahlung der Landwirte am 15. Februar. Steuersatz: Ein Viertel der im letzten Einkommensteuerbescheid festgesetzten Jahressteuerschuld.

Vermögensteuervorauszahlung am 15. Februar. Steuersatz: Ein Viertel der im letzten Vermögensteuerbescheid festgesetzten Jahressteuerschuld.

Letzter Tag für die Abgabe der Einkommen-, Körperschafts- und Umsatzsteuererklärungen am 15. Februar für das Jahr 1927. Fristverlängerung nur auf Antrag. Bei Fristversäumnis kann das Finanzamt einen Zuschlag auf die Jahressteuerschuld festsetzen. Möglicherweise tritt eine Fristverlängerung für die Abgabe der Steuererklärungen ein.

Letzter Tag für die Ablieferung der Steuerkarten und Einlagebogen durch die Arbeitnehmer an das Finanzamt am 29. Februar. Letzter Tag für die Ablieferung der Lohnsteuerüberweisungslisten durch die Arbeitgeber an die Finanzämter am 29. Februar.

Preußen.

Preußische Grundvermögensteuer: Zahlbar am 15. Februar. Steuersatz je nach der Art des Grundstücks 10 bis 25 Pf. für je 1000 Mark des Ergänzungssteuerwertes. Hierzu evtl. Zuschläge der Gemeinden.

Preußische Hauszinssteuer: Am 15. Februar. Steuersatz: 1200 Prozent der veranlagten vorläufigen Steuer vom Grundvermögen. Außerdem noch Gemeindezuschlag möglich.

Gewerbeertragsteuerzahlung: für das vierte Quartal des Rechnungsjahres 1927 am 15. Februar. Lt. Steuerbescheid. In einzelnen Teilen Preußens wird an diesem Tage die Gewerbekapitalsteuer für dasselbe Quartal und die Lohnsummensteuer für 1928 fällig.

Börse und Handel.

Amtliche Berliner Notierungen vom 2. Februar.

* Produktenbörse. War der Schluß der Mittwochbörse fester gewesen, so setzte sich am Donnerstag in kräftiger Weise die Erholung für Weizen fort, als von den Auslandsmärkten leichte Besserungen seit längerer Zeit zum erstenmal gemeldet wurden und auch die Eifforderungen etwas höher gehalten waren. Vom Inlande waren die Offerten teils zurückgehalten, teils in den Preisen erhöht und daher stellten sich auch im Zeitgeschäft die Kurse nicht unerheblich teurer. Auch für Roggen, der im Anschluß an Weizen flau gelegen hatte, war die Tendenz, bei mehr Vorsicht der inländischen Verkäufer, befestigt. Bessere Ware wurde von der Provinz mehr zurückgehalten, dagegen bleibt geringer Roggen ziemlich reichlich am Markt. Gerste in Brauware und zum Teil auch für dicke Futtergerste weiter fest. Für Hafer ist die Kauflust sowohl hier wie für den Export still geworden, und die hohen Forderungen sind nicht durchzuholen. Mais blieb ruhig. Für Mehl hat die festere Getreidetendenz noch kaum Einfluß geübt.

Getreide und Ölsaaten per 1000 Kilogramm, sonst per 100 Kilogramm in Reichsmark.

	2. 2.	1. 2.		2. 2.	1. 2.
Weiz., märk.	226-229	225-228	Weizkl. f. Brl.	15,2	15,2
pommersch	—	—	Rogkl. f. Brl.	15,2	15,2
Rogg., märk.	229-232	228-231	Raps	345-350	345-350
pommersch.	—	—	Leinsaat	—	—
westpreuß	—	—	Vikt.-Erbsen	48-55	48-55
Braugerste	220-270	220-270	kl. Speiseerb.	32-35	32-35
Futtergerste	—	—	Futtererbsen	21-22	21-22
Hafer, märk.	200-211	200-211	Peluschken	20-21	20-21
pommersch.	—	—	Ackerbohnen	20-21	20-21
westpreuß.	—	—	Wicken	21-24	21-24
Weizenmehl			Lupin., blaue	14,0-14,7	14,0-14,7
p. 100 kg. fr.			Lupin., gelbe	15,5-16,0	15,5-16,0
Bln. br. inkl.			Seradella	21,0-25,0	21,0-25,0
Sack (feinst.			Rapskuchen	19,9-20,1	19,9-20,1
Mrk. ü. Not.	29,0-33,2	29,0-33,2	Leinkuchen	22,0-22,2	22,0-22,2
Roggenmehl			Trockenschtzl	12,9-13,0	12,9-13,0
p. 100 kg. fr.			Soya-Schrot	21,2-21,6	21,3-21,7
Berlin br.			Torfml. 30/70	—	—
inkl. Sack	30,0-33,2	30,0-33,2	Kartoffelflk.	24,2-24,6	24,2-24,6

* Butterpreise ab Station (Fracht und Gebinde zu Lasten des Käufers). 1. Qualität 168 Mark, 2. Qualität 154 Mark, abfallende Butter 140 Mark. Tendenz: Fester.

* Eierpreise. Witterung: Feucht. Inlandseier: 1. große vollfrische gestempelte Eier 18 Pfg., 2. frische Eier über 55 Gramm 15 Pfg., 3. frische Eier unter 55 Gramm 13 Pfg. Auslandseier: 1. große Eier 15,50—16 Pfg., 2. normale Eier 13,75—15 Pfg., 3. kleine und Schmutzeier 11 Pfg. Tendenz: Weichend, Lokoware knapp.

Sohr der Knecht

ROMAN VON ARNO FRANZ

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU

(15. Fortsetzung.)

„Hannjörg! Auf einen Augenblick noch," rief ihm Sohr nach. Da kam der Alte zurück. „Sag' mal, weshalb gibt es auf Finkenschlag weder einen Verwalter noch einen Inspektor?"

„Da mußt du die Herrin fragen."

„Quatsch! Du weißt, daß ich das nicht kann."

„Dann mußt du nachdenken."

„Das habe ich, finde aber den Grund nicht."

„Ich hab' dir schon mal gesagt, daß die Finkenschlager und Steinauer besonders gute Menschen sind. Frau verwitwete Kaden und ihr Inspektor, das wäre ein Futter für sie. Das Bierfässel Voigt bringt kein Mensch mit ihr in Verbindung."

Und Sohr dachte wieder, was er diese Nacht schon einmal gedacht hatte: Arme Carla Kaden.

„Laß mich wissen, Hannjörg, wenn man den Unsinn wahr machen sollte."

Der Alte nickte und ging weiter.

An der Trift mähte Sohr Roggen. Es war neun Uhr. Er hatte die Pferde in den Schatten eines Baumes gestellt und saß im Gras, sein Frühstück zu verzehren.

Den ganzen Morgen schon war ihm die blöde Geschichte, die ihm Hannjörg erzählt hatte, nicht aus dem Kopfe gekommen. Also hatte der Großsteinauer doch recht, wenn er den Hofmeister nicht für stubenrein hielt. Schaffte Getreide zur Hintertür hinaus — so ein Schurke. Hatte sicher der Frau auch diese Verkaufsidee eingeredet und sie hatte sie sich einreden lassen. Aber warum? Benötigte sie so dringend Geld, daß sie sich bereitfand, etwas zu tun, das unter Bauern vom Fach eine Unmöglichkeit, ja eine Schande war? Sie hatte doch ihren Schwager, der ihr beispringen konnte, wenn Not am Manne war. Warum ging sie nicht zu ihm? Sohr fand keinen Reim zu diesen Versen.

Er war eben im Begriffe, aufzustehen, um seine Arbeit wieder aufzunehmen, da hörte er seinen Namen rufen. Es war Clausimann, der da angetippelt kam. Sohr ging ihm entgegen. Und wie er das kleine Kerlchen durch die Stoppeln strampeln sah, quietschvergnügt, wie nur ein Kind es sein kann, dachte er: „Da läuft so ein kleiner Mensch in den Tag und in die Sonne hinein, ahnungslos und freut sich seines jungen Lebens, während ihm andere seine Zukunft zerschlagen."

Mit leuchtenden Augen streckte er Sohr die Hand zu einem „Guten Morgen!" hin.

„Grüß Gott, min Jong. So früh schon auf den Beinen."

„Trag' mich ein Stück, Sohr, bitte."

„Tragen? Bist bald ein Mann und willst getragen sein, wie ein kleines Mädchen."

„Ich kann schon noch laufen, Sohr, aber es ist fein, wenn du mich trägst."

„Na, da komm," und Sohr hob ihn hoch. Die kleinen, von Luft und Sonne gebräunten Arme legten sich fest um seinen Nacken und der kleine rote Mund bat:

„Nun darf ich doch mit dir frühstücken?"

„Ich bin schon fertig, Clausimann, hab' alles schon aufgespult."

„Ich hab' was mit. Mamsell hat mir Wurstbrot in die Tasche gesteckt."

„Mamsell meint's gut mit dir."

„Mit dir doch auch."

„Woher weißt du das?"

Sie saßen im Grase und Claus packte seine Weisheit aus.

„Mutti sagt's. Du kriegtest die besten Bissen. Mamsell kümmerte sich zuviel um dich. Wenn du nur niestest, wäre sie schon aus dem Häuschen."

„Dann darf ich nicht mehr niesen."

„Nein, das darfst du nicht mehr. Du darfst auch nicht zuviel mit Mamsell im Garten sitzen, das mag Mutti nicht leiden. Mutti ist nervös, weil sie schreckliche Sorgen hat."

„Hat sie das auch gesagt?"

„Das von den Sorgen — ja, das andere nicht, aber sie zankt Mamsell immer aus, wenn sie aus dem Garten kommt."

„Schön, mein Junge, ich werde auch nicht mehr im Garten sitzen, ich werde immer zu Hinzelmann gehen."

Hinzelmann?! — Da fielen dem Kleinen seine Sünden ein.

„Du — ich soll dir was sagen von Hinzelmann."

„Was denn?"

„Was Dummes. — Um elf Uhr ging der Weizen fort."

„Das ist allerdings was Dummes. Da müssen wir um elf zu Hause sein."

„Warum denn?"

„Weil da Unsinn gemacht wird."

„Wer macht denn den Unsinn?"

„Junge, frag' nicht so viel. Bleib' hier sitzen oder pflücke der Mutti einen Strauß. Ich mähe noch ein paar Runden, dann fahren wir heim."

„Nimmst du mich auf den Schoß?"

„Ja, ich nehme dich auf den Schoß."

Zehn Minuten vor elf spannte Sohr auf Finkenschlag die Pferde aus. Hinzelmann, der ihm entgegengehumpelt kam, sah die beiden Falten, die auf Sohrs Stirn drohend zwischen den Brauen standen und freute sich. Die Falten kannte er. Jetzt würde der Weizen nicht verkauft werden, das stand bei Hinzelmann fest, wie das Amen in der Kirche. Aber was hatte der Sohr vor. Das ging hart auf hart und konnte eine nette Geschichte geben.

Frau Kaden war, veranlaßt durch das Rasseln der Maschine auf die Freitreppe getreten und wunderte sich, Sohr schon Mittag machen zu sehen.

„Was fällt denn dem ein — zehn Minuten vor elf," sagte sie zum Hofmeister, der aus dem Hause kam und an ihr vorbeiging.

„Das möchte ich auch wissen, jedenfalls wieder mal so'n spleeniger Entschluß," antwortete Voigt und schritt auf Sohr zu.

„Nimm meine Pferde, Hinzelmann," sagte Sohr zu diesem, „ich habe heute wahrscheinlich keine Zeit zum Füttern."

Da gab Voigt Gegenbefehl. „Das unterbleibt. Sie füttern Ihre Pferde selbst."

„Ah sieh da, der Herr Hofmeister. Mit Ihnen habe ich zu reden."

„Ich nicht mit Ihnen."

„Das glaube ich. Einen Augenblick!" Er wendete sich wieder Hinzelmann zu. „Also, Hannjörg, erst zwei Futter, dann tränken, dann wieder zwei Futter. Gell', das hast du verstanden."

Der nickte und trabte mit seinen Pferden ab.

„So, und nun zu Ihnen. Es ist ein dringlicher Fall zu erledigen, Herr Hofmeister. Hier ist nicht der Ort, vielleicht darf ich Sie in den Garten bitten."

„Was fällt Ihnen ein! Sie scheinen nicht zu wissen, daß ich Ihr Vorgesetzter bin."

„Vorgesetzter hin, Vorgesetzter her. Soll ich Ihnen hier, coram publico, erzählen, was ich Ihnen zu sagen habe?"

Da rief Frau Kaden von der Freitreppe herab: „Gehen Sie mit ihm, Voigt. Vielleicht will er um seine Entlassung bitten," und bereute auch schon, daß sie das gesagt hatte.

Sohr verneigte sich nach der Herrin hin, dann sagte er zu Voigt: „Kommen Sie, wir haben nicht viel Zeit."

Hinter den Wirtschaftsgebäuden, im Garten, blieb Sohr vor dem Hofmeister stehen. Die beiden ungleichen Männer standen sich Auge in Auge gegenüber. Voigt klein, dick und purpurrot, Sohr hager, schlank und kreidebleich. Der Zuruf der Herrin hatte dem einen das Rückgrat gesteift, den anderen aber noch erbitterter gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219280205-19/fragment/page=0002

Zweites Blatt

Nebraer Anzeiger

№ 15 — Sonnabend, den 4. Februar 1928 — 41. Jahrgang

Opferbereitschaft.

(Sonntagsgedanken.)

Im 14. Jahrhundert zogen Menschen in sonderbarem Aufzuge durch die Städte und Dörfer: das Gesicht von einer Kapuze verhüllt, in der einen Hand eine brennende Kerze, in der anderen eine Geißel mit spitzen Nägeln tragend. Damit schlugen die dann den entblößten Oberkörper, bis das Blut in Strömen floß. Was wollten diese „Flagellanten"? Sie wollten sich absichtlich quälen, weil sie meinten, damit die Not ihres Volkes zu büßen und Gott zu versöhnen.

Große Not liegt auch über unserem Volk und unserer Zeit. Und mehr als einmal dringt aus tiefstem Herzen der Schrei zum Himmel empor: „Herr, erbarme dich unser!" Aber ehe die Hilfe kommt, müssen wir erst durch eines hindurchgegangen sein: durch das Opfer!

Viele unserer Zeitgenossen haben es in dieser Zeit verlernt, Opfer schwerster und persönlichster Art zu bringen. Unendlich viele setzen sich ein für das Wohl ihrer Brüder. Unendlich viel mehr stehen aber noch abseits am Wege und sehen dem Ringen und Kämpfen der Ärmsten verständnislos zu; sie bewundern sie höchstens, haben aber selbst nicht die Kraft, ein Opfer zu bringen.

Und der Weg zur Höhe führt nur durch Opfer. Auf Umwegen ist schon mancher hochgekommen, aber vor Gott wird er niemals bestehen können. In Nacht und Finsternis hat sich schon mancher bereichert, aber das Licht der Wahrheit kann er nimmer ertragen.

Ein Wort klingt zu uns — viele haben es vergessen und ist doch so wahr — „Wer sein Leben verlieren will um meinetwillen, der wird es gewinnen." Das ist die Einstellung zu allen großen und wirklichen Opfern, die nie vergebens gebracht wurden: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!"

Stadt und Land — Hand in Hand!

Von der diesjährigen „Grünen Woche".

Von unserem volkswirtschaftlichen Mitarbeiter.

Es ist gut, wenn Worte, die in der Erregung gesprochen worden sind, nicht allzu lange im Gedächtnis bewahrt werden. Die schwere landwirtschaftliche Krise, die Anfang dieses Jahres auf den Höhepunkt getrieben wurde und zu einer finanziellen Hilfsaktion des Reiches zwang, hat manche Resolution zutage gefördert, die weder sachlich berechtigt, noch taktisch besonders klug gewesen ist. Erfreulicherweise ist der peinliche Eindruck, der durch Drohungen wie „Marsch auf Berlin" entstanden ist, durch die Grüne Woche und durch die sie begleitende große landwirtschaftliche Ausstellung verwischt worden. Die Ausstellung wies nicht nur einen Rekordbesuch, sondern auch eine Rekordzahl von Ausstellern auf, obwohl die Aussichten auf ein großes Geschäft infolge der katastrophalen Kapitalknappheit der Landwirtschaft recht gering waren. Durch die Reden der führenden Persönlichkeiten, die die Ausstellung am 28. Januar eröffneten, klang der doppelte Zweck der Grünen Woche hindurch: sie soll den Produzenten anregen und den Produzenten mit dem Konsumenten zusammenführen. In diesem Sinne ist das schöne Wort geprägt worden: „Stadt und Land — Hand in Hand!"

Zunächst fragen wir uns, was denn der Produzent, der deutsche Landwirt, von dem Städter lernen kann, der häufig keinen Weizen vom Roggen unterscheiden kann. Man kann das in eine kurze Formel zusammenfassen: er soll mehr als bisher sein Vertrauen gewinnen und ihn dadurch bestimmen, inländischen Erzeugnissen den Vorzug zu geben. Es ist nicht nur Fremdtümelei, wenn die deutsche Hausfrau zur Bereitung von Apfelmus „Tiroler" oder „Amerikaner" kauft, wenn sie „Maltakartoffeln" der billigeren inländischen Ware vorzieht, wenn sie den „holländischen Blumenkohl" für besser hält als den einheimischen usw. Auch die „dänische Butter" hat nicht einen mit dem Klima und dem Pflanzenwuchs des skandinavischen Landes untrennbar zusammenhängenden Qualitätsvorsprung vor den deutschen Buttersorten. Sehr viel kommt nämlich auf die richtige Sortierung, die zweckmäßige und appetitliche Verpackung, auf die Gleichmäßigkeit der Qualität und auf andere äußere Umstände an, die mit Findigkeit und Energie von jedermann nachgeahmt werden können. Mitunter muß aber der Landwirt auch sachlich unberechtigten Einwänden der Verbraucherschaft entgegentreten. Dies gilt besonders dort, wo sich örtliche Liebhabereien in bezug auf die Qualität von landwirtschaftlichen Erzeugnissen (Form und Farbe der Kartoffeln und anderer Feld- und Gartenfrüchte) herausgebildet haben.

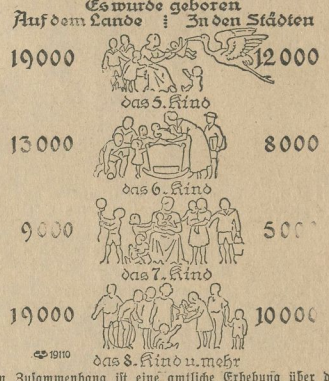
Nicht minder wichtig sind die Lehren, welche der landwirtschaftliche Produzent dem städtischen Verbraucher zu geben hat. Er muß ihm die richtigen Qualitätsmaßstäbe beibringen und ihn darüber belehren, daß die berechneten Preise keine „Wucherpreise" sind, sondern durch die hohen Produktionskosten und die schweren Abgaben hervorgerufen sind. Er muß ihm zeigen, wie die landwirtschaftlichen Produkte aufbewahrt werden müssen, ohne daß Verluste oder auch nur Qualitätsverschlechterung eintreten. Auch die Verwendungsmöglichkeiten der verschiedenen landwirtschaftlichen Produkte muß er zeigen. So zeigt die Grüne Woche, was alles aus Roggenmehl hergestellt werden kann. Je mehr Roggen verzehrt wird, um so niedriger kann die kostspielige Getreideeinfuhr aus dem Auslande gehalten werden. Der deutsche Landwirt kann auch durch Lieferung qualitativ hervorragenden Obstes und einwandfreier Kartoffeln die Vorliebe so vieler Städter für Südfrüchte aller Art (Apfelsinen, Bananen usw.) mindestens herabmindern und manche Hausfrau dazu bewegen, statt der teueren „Maltakartoffeln" gut gehaltene, ganz erheblich billigere inländische Kartoffeln im Haushalt zu verwenden. Nicht nur die augenblickliche akute Krise in der deutschen Landwirtschaft, sondern die ganze deutsche Aufbaukrise — von der die Agrarkrise nur ein kleiner Ausschnitt ist — kann nur überwunden werden, wenn das einprägsame Wort beherzigt wird: „Stadt und Land — Hand in Hand!"

Das Kinderproblem in Stadt und Land!

Die zur „Grünen Woche" in Berlin zusammengekommenen Landwirte haben durch ihre berufenen Vertreter die Oeffentlichkeit wiederum auf die schwere Notlage der Landbevölkerung eindringlich hingewiesen. Es ist eine Binsenwahrheit, wenn wir heute nochmals behaupten, daß das Agrartum in Deutschland als die solideste Grundlage für den Wiederaufbau unseres Vaterlandes nach wie vor gelten muß. Der notleidenden Landwirtschaft zu helfen und durch sie mit ihr auch den Industrieteil unseres Volkes zu stärken, ist eine Aufgabe, die jeder ernst denkende Volksführer als seine wichtigste betrachten muß. In diesem Zusammenhang ist eine amtliche Erhebung über die Mehr-Kinder-Familien in Land und Stadt, die von Preußen vor einigen Jahren veranstaltete wurde, außerordentlich lehrreich. So wurden im Verhältnis zueinander fünf Kinder in 12 000 Stadtfamilien und 19 000 Landfamilien, sechs Kinder in 8000 Stadtfamilien und 13 000 Landfamilien, sieben Kinder in 5000 Stadtfamilien und 9000 Landfamilien, acht Kinder und mehr in 10 000 Stadtfamilien und 19 000 Landfamilien geboren. Wer heute nach Frankreich hinüberblickt und sieht, daß trotz aller Dawes- und Reparationsablieferungen nach Aussprache französischer Führerpersönlichkeiten die Geburtenstatistik nach wie vor eine außerordentlich ernste Sprache redet, muß für das verkleinerte, zersplitterte und durch schwere wirtschaftliche Not niedergedrückte Deutschland erkennen, in wie hohem Wert die von den Städtern so oft mißachtete Landbevölkerung schon im Hinblick auf die nach den schweren Kriegsjahren wünschenswerte Erneuerung und Vermehrung der Volkszisser steht.

Mehrkinderfamilien in Land und Stadt

(Amtliche Erhebung für Preußen 1924)



In der Hochflut der winterlichen Feste.

Es wird jetzt wieder in Deutschland mehr getanzt, getafelt und gefeiert, als mancher ernstdenkende Vaterlandsfreund, nicht zuletzt auch mancher vorsorgende Volkswirt oder Führer unserer Jugend wohl für gut hält. Schon vor dem Kriege gab es während des Winters, häufig auch zur schönen Sommerzeit, in deutschen Landen mehr als genug Feste, die so manchen, der sich solche Ausgaben eigentlich

---

Sohr der Knecht

ROMAN von ARNO FRANZ

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU

(14. Fortsetzung.)

Und Voigt telephonierte. Ihm war in der letzten Zeit selten so wohl gewesen, wie gerade jetzt. Das Hungervierteljahr der Bauern, das waren die drei Monate vor der Ernte, hatte er empfindlich gespürt, aber morgen würden zum ersten Male wieder seit langem drei bis vier Hunderter in seinen Händen hängen bleiben. Das war wieder mal ein Aufatmen. Das war schnell und mühelos verdientes Geld, nicht steuerpflichtig, ohne Abzug, rein netto. An einem Vormittage so zwischen elf und eins, vier Monatsgehälter verdienen! Das war Sache. Sollte ihm einfallen, in seiner Freizeit Futter zusammenzuluchen für einen Gaul, wie dieser Sohr hat und für einen Zentner Hafer den Bauern am Sonntag ernten helfen. Nicht für ne Ziege! Nicht für'n Karnickel, geschweige für ein Pferd. So dumm. Es ging auch anders 'rum und war immer noch gegangen. Und weil es anders ging, würde heute abend einer geschweppert und weil es immer noch gegangen war, würde noch einer geschweppert und weil es auch weiter gehen würde, wurde erst heimgegangen, wenn der Mond verkehrt am Himmel baumelte. Und das war ausgemacht: Fifi Stiebeltsterz, die in Berlin-N., Cabarett „Nackte Hand", Neue Friedrichstr. 230, als Rita Oklahoma jeden Abend hingebungsvoll Chansons quiekte und aufopferungsvoll zum Sekt animierte, bekam das längstversprochene rotseidene Stilkorsett, und wenn alle Nähte platzten.

„So wahr ich ein Ehrenmann bin", so hatte Alois Voigt seinen Vorsatz bekräftigt. „Und wann hält ein Ehrenmann seinen Vorsatz nicht?"

Voigt war schon dreiviertel bezecht, da hatte Sohr erst sein Tagespensum absolviert. Es war gegen zehn Uhr abends, als er, von Hinzelmann kommend, den Hof überschritt. In Frau Kadens Arbeitszimmer brannte noch Licht. Sie hatte die Vorhänge zuzuziehen vergessen. Sohr sah sie am Schreibtisch sitzen. Sie schien zu rechnen. Aber die Rechnung schien nicht zu stimmen, denn sie klappte ab und zu den Kopf in die Hand und sah verloren vor sich hin.

Sie hatte ein feines Profil, einen kleinen Mund und eine gerade Nase. Vom Lichtschein strahlte ihr blondes Haar golden.

Sohr stand lange in Betrachtung versunken, dann aber ging er doch nach seiner Kammer. Morgen war wieder ein Tag, der zur Arbeit rief und seine Mutter schon hatte ihm gelehrt: Früh zur Ruhe und früh aus dem Bett, das ist die Weisheit der Alten und Gesunden. Im Türrahmen blickte er noch einmal zu dem hellerleuchteten Fenster hinüber. Da sah er, wie sich zwei Arme auf die Tischplatte legten und ein blonder Kopf auf die Arme sank.

„Das kenne ich," nickte Sohr vor sich hin. „Wie ich das kenne! Tränenvolle Nächte, die sorgenvolle Tage beschließen. Und kein Mensch, der dir zur Seite steht — außer Carla Kaden."

Am anderen Morgen — eine halbe Stunde vor der Zeit

as Tor und gerade
e vorgekommen seit
eg war immer nach
dann erst kam alles

t faulen Witzen und
reden. Er suchte

und sah drüben in
t heute zu bedienen
den Alten zu sehen.

Auf seinem Gesicht

ht's gut."

heute am Halm ver-

Voigt hat es gestern

Das gibt's ja

irrst. Auf Finken-
wenigstens hat es

rn. Man hat dir

ann und setzte sich
stand. Er begann
st dem Voigt alles
r wenn er etwas

Gutes sagt, ist es nicht unbedingt nötig, daß du es glaubst. Du kennst ihn nicht, die Frau kennt ihn nicht, die anderen kennen ihn nicht, ich aber weiß, was er für ein Windhund ist."

„Ausgerechnet du, Hannjörg."

„Ja, ich! — Siehst du, die Frau ist im Haus oder Garten, die anderen sind auf den Feldern und ich bin nie im Garten und nie auf dem Feld. Ich bin der einzige, der sieht, was den ganzen Tag über auf dem Hofe geschieht. — Wenn der Voigt nicht bei der Frau einen Stein im Brette hätte, weil er im Kriege der Bursche ihres Mannes war, hätte ich schon manchmal geräuspert, wenn ein Sack Getreide zur Hintertür hinausgetragen wurde. Ich seh's und bin still."

„Nimm mir's nicht übel," Hannjörg, aber das ist eine Gemeinheit! Wie kannst du zusehen, wenn jemand stiehlt? Wie kannst du still sein, wenn man der, die dir Arbeit und Brot gibt, das Getreide vom Hofe trägt? Wie kannst du das!"

Da lächelte Hannjörg und faltete gottergeben die Hände.

„Wie ich das kann? So eine Frage! Ich hab' eben erst was vom Weizen erzählt und das hat mir ein gewisser Sohr auch nicht geglaubt." Er schwieg eine Weile. Von unten herauf blickte er den vor ihm Stehenden an. „He du, Mann, kennst du den Sohr? Der kann rechnen, sage ich dir, da staunst du. Der rechnet dir vor, wieviel er in zwei Jahren im Sacke hat. Der könnte auch raustifteln, was ein Lump an so einem Objekt, das niemand richtig schätzen kann, „gutmachen" könnte. Aber er tut es nicht. Er verlangt, daß ein alter Krauter, wie ich, sich wegen einem Zentner gemauster Frucht das Genick bricht. Hihi," lachte der Alte, „Hannjörg Hinzelmann hat aber nur ein Genick und Frau Kaden hat tausend Zentner Getreide. Hannjörg Hinzelmann ist ein armes Luder und Frau Kaden eine reiche Frau. Und Hannjörg Hinzelmann schielt und ist krumm und lahm und Frau Kaden ist gerade und gesund und sieht gerade aus. Und weil die Frau Kaden den Hannjörg Hinzelmann mal einen „schieligen Kerl" genannt hat, kann ein gewisser Sohr nicht verlangen, daß Hinzelmann seine schieligen Augen für seine geradeblickende Herrin anstrengt. Uebermäßig vertrauen ist genau so 'ne Dummheit, wie gar nicht vertrauen."

„Schau, schau — mein Philosoph."

„Hm. Und jetzt tut der alte Hinzelmann das, was du ihm vorhin geheißen hast. Wenn er aber gewiß weiß, ob das mit dem Weizen stimmt, wird er es Sohr wissen lassen. Der kann dann machen, was er will," damit humpelte er davon. In seinen schielenden Augen blitzte es giftgrün. Den Blick kannten alle und gingen ihm aus dem Wege.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219280205-19/fragment/page=0003